

ser Jahre hielt sich King auch längere Zeit in Deutschland auf. Er versäumte es nicht, hier die Bekanntschaft des andern, des Ur-Berlin zu machen.

Auch als Premier hat Kanadas King, den seine Mitbürger gern etwas zärtlich ihren „Billy“ nennen, eine Schwäche für Europa und für Deutschland bewahrt. Er hat den Trip über den Atlantik oft wiederholt. Noch im Juni 1946 war er erneut in Deutschland.

Im November vergangenen Jahres ließ es sich der unteretzte Premier mit dem lichten, grauen Haar nicht nehmen, trotz seines vorgerückten Alters Kanadas Glückwünsche zu Elizabeths Hochzeit persönlich zu überbringen. London wußte von der ruhigen Würde dieses Gratulanten, der sich einen Haufen Akten zur Bearbeitung mitgebracht hatte, begeisterte Loblieder zu singen. Londons Presse sprach von ihm nur als dem „Mann in Blau“. Zu seinem blauen Anzug trug er ein blaues Hemd, einen blauen Schlips und blaue Socken.

Kanada gönnt seinem Premier den ruhigen Lebensabend, den er auf seinem stattlichen Gut bei Ottawa mit Hühnerzucht und gelegentlich etwas guter Musik — Handels Largo liebt er besonders — verbringen will. Dennoch sieht es seinen Billy ungern scheiden.

Weil er es innenpolitisch mit seinem konzilianten, ausgleichenden Wesen verstanden hatte, zwischen dem englisch und dem französisch sprechenden Teil des Landes eine Brücke der Gemeinschaft zu bauen. Und weil er auch außenpolitisch stets zwischen den beiden auf Kanada einwirkenden Einflüssen Englands und Amerikas die Waage zu halten vermochte. Seine Entscheidung blieb immer eine Entscheidung für Kanada.

Hoffnung über Bord

Burmas fleischlose Feste

Der britische Kreuzer „Birmingham“ schoß eine Breitseite in die Luft. Es war im Hafen von Rangun, um 4.20 Uhr in der Frühe. An Land, vor dem Regierungsgebäude, holte Englands letzter Generalgouverneur Sir Hubert Rance den Union Jack herunter. 62 Jahre hatte die britische Flagge dort im burmesischen Wind geflattert. Die britische Kolonie Burma hörte auf zu existieren.

Mit würdigen Schritten, der historischen Bedeutung des Augenblicks angemessen, ging Ministerpräsident Thakin Nu mit der neuen burmesischen Nationalflagge an den Fahnenmast. Sie ist rot mit einem blauen Viertel, darinnen ein großer und fünf kleine Sterne, die Symbole der Union mit ihren fünf hauptsächlichsten Rassen (Burmesen, Karen, Shan, Katschin und Tschin). Thakin Nu hißte die Fahne. Die unabhängige Republik Burma begann zu existieren.

Es gab nur wenige Leute in Burma, die nicht mit Uebermut an den tagelangen Feierlichkeiten teilnahmen. Aber der 42jährige Prinz Mekhara Gamani betrachtete mit sehr schmerzlicher Miene einen Rolls Royce und einen Austin. Die beiden Wagen waren das Geschenk Englands, das durch den britischen Luftfahrtminister Arthur Henderson der burmesischen Union überreicht wurde. Der Prinz konnte nicht verschmerzen, daß der Präsident und der Ministerpräsident der burmesischen Republik darin fahren werden. Er war der Meinung, das stünde eher einem Monarchen an.

Prinz Mekhara Gamani, Abkomme des königlichen Hauses Thibaw und Sekretär der „Gesellschaft der königlichen Nachkommen“, hatte verstoßen auf eine burmesische Monarchie gehofft. Zumindest

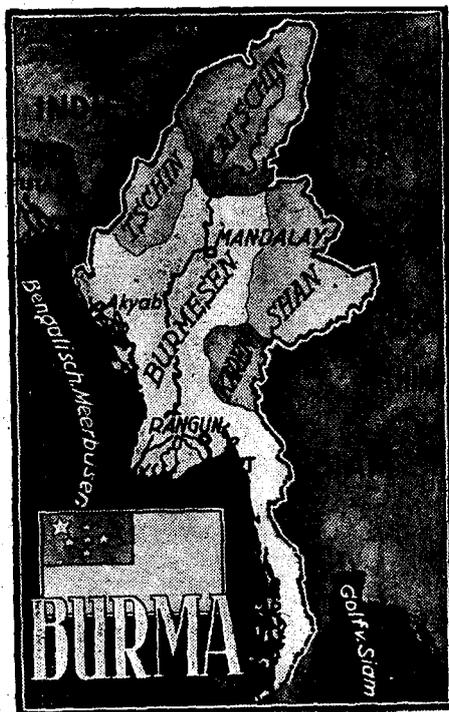


Mit charmanthem Selbstbewußtsein Cripps gratulierte zum Geburtstag

aber auf eine gute Pension für die königlichen Hinterbliebenen. Seine Familie sandte frühzeitig ein Memorandum an die britischen Herrscher: sie sollten die Macht an die Nachkommen des Königs wieder abtreten, von dem sie sie vor über sechzig Jahren übernommen hatten.

Die Briten haben seinem Wunsche nicht entsprochen. Der Prinz lebt nun weiter in seiner strohgedeckten Hütte, die seine 82jährige Mutter für ihn sauber hält. Die beste Partie der Familie machte eine Prinzessin, die einen australischen Buchbinder geheiratet hat.

Die Ex-Prinzessin braucht sich nicht einmal mehr an das Gelübde zu halten, das sich die Burmesen für die Dauer der Freiheitsfeierlichkeiten auferlegt haben: kein Fleisch zu essen. Es war der Wunsch ihrer buddhistischen Mönche. Die Regierung ließ alle Schlachthäuser schließen.



Sonst geht es aber hoch her. Die Burmesen im eigenen Land und in aller Welt feierten mit großer Begeisterung ihre nationale Geburtsstunde. Auch in London, in der burmesischen Botschaft, gab es Zeremonien. Dabei unterhielten sich zierliche Burmesinnen in charmanthem Selbstbewußtsein mit Sir Stafford Cripps, dem Vertreter ihrer früheren Beherrscher.

Inzwischen ist der niedergeholte Union Jack an Bord der „Birmingham“ auf dem Wege nach England. Mit ihm reist Sir Hubert Rance und seine Familie. Die Hoffnung, Burma werde im Verband des Commonwealth verbleiben, hat er längst über Bord geworfen.

SS unter der Trikolore

Kanonenfutter für Indochina

Die Moskauer „Prawda“ war massiv geworden. Sie hatte Frankreich angeklagt, es lasse zahlreiche ehemalige Nazis auf französischer Seite gegen die Vietnam-Bewegung in Indochina kämpfen. In Paris war man leicht pikiert. Man warf der „Prawda“ vor, sie mache ihrem Namen (Wahrheit) wenig Ehre. Die von ihr angegebene Zahl von 50 000 deutschen Fremdenlegionären sei stark übertrieben.

Alliierte Korrespondenten wurden eingeladen, sich von der Unwahrheit der „Prawda“-Behauptungen zu überzeugen. Das Ergebnis der journalistischen Rundreise entsprach allerdings nicht ganz den französischen Erwartungen. Zwar verwurften die englischen und amerikanischen Pressenänner die von der „Prawda“ genannte Zahl. Aber sie stritten auch die Behauptung eines französischen Generals ab, es seien heute in der Legion prozentual nicht mehr Deutsche vertreten als früher.

Ein neutraler Gewährsmann in Hanói schätzte den Anteil ehemaliger deutscher Soldaten in der französischen Fremdenlegion in Indochina auf 80 Prozent. Andere Quellen sprachen von 60 Prozent. Ueber einstimmend stellten die Korrespondenten jedoch fest, daß die Deutschen auf jeden Fall mehr als die Hälfte des Fremdenlegionär-Kontingents stellen.

Ehemalige Mitglieder des Römmelschen Afrikakorps sollen in der Ueberzahl sein. Auch die SS ist verhältnismäßig stark vertreten. Andere deutsche Legionäre wurden aus Kriegsgefangenenlagern in Frankreich oder aus der französischen Zone Deutschlands angeworben.

Ein amerikanischer Korrespondent meint, es entbehre nicht einer gewissen Komik, daß viele der ehemaligen deutschen Soldaten mit amerikanischen Uniformen ausgestattet worden seien. Auch die Bewaffnung ist meist amerikanischer Herkunft.

Der AP-Korrespondent Stanley Swinton hat sich mit vielen deutschen Legionären unterhalten. Ihre Stimmung war nicht rosig. Viele von ihnen waren der Ansicht, sie würden von Frankreich nur als Kanonenfutter ausgenutzt. Bei Gefechtsoperationen, die aller Voraussicht nach verlustreich ausgehen, würden sie häufig verwendet und dafür die Franzosen geschont.

Die Meinung der Vietnamesen von den deutschen Fremdenlegionären, die nicht selten mit dem Gesang alter nazistischer Kampflieder zum Sturm übergehen (siehe Spiegel Nr. 31) ist etwas zwiespältig. Sie fürchten den Mut der Soldaten, die mit der Todesverachtung von Männern kämpfen, die nichts mehr zu verlieren haben. Auf der andern Seite schätzen die Vietnamesen jedoch die Kampfkraft der deutschen Legionäre. Nämlich jener, die bereits zu Tausenden auf ihre Seite übergelaufen sind.

Paradies mit Haken

„Leichnam, bist Du tot?“

Andorra, der pyrenäische Westentaschen-Staat zwischen Frankreich und Spanien, atmete erleichtert auf. Es wird, wenigstens äußerlich, wieder frei werden. Seine „Besatzungstruppe“, 90 französische Gendarmen, die nach der Befreiung Frankreichs 1944 in das 453 Quadratkilometer große Gebirgsländchen entsandt wurden, soll verschwinden. Wie in alten Zeiten werden künftig wieder sechs hakenbäumte andorranische Polizisten über die Sicherheit ihrer 6000 Landsleute wachen.

Ganz frei wird der Miniaturstaat, der sich gern als unabhängig bezeichnet, allerdings auch dann nicht sein. Denn in Wirklichkeit wird er von zwei ausländischen Fürsten regiert, von denen jedoch keiner ein richtiger Fürst ist. Diese Zwierteilung geht auf einen Streit im 13. Jahrhundert zwischen dem spanischen Bischof von Urgel und dem französischen Grafen von Foix zurück. Die beiden konnten sich über die Teilung des Landes nicht einigen und kamen 1278 zu dem Kompromiß, als Fürstenpaar gemeinsam über Andorra zu herrschen.

So ist es bis heute geblieben. Der jeweilige Bischof von Urgel ist noch immer das eine Staatsoberhaupt Andorras. Die Rechte des Grafen von Foix gingen erst auf den französischen König und später auf den jeweiligen französischen Staatspräsidenten über. So ergibt sich das Paradoxon, daß der Präsident einer der größten Demokratien Europas gleichzeitig einer der letzten europäischen Feudalprinzen ist.

Alle zwei Jahre reist eine andorranische Delegation nach Spanien und Frankreich, um ihren Landesherrn auf ein Elfenbeinkreuz aus dem 14. Jahrhundert Treue zu schwören. Feierlich zahlen sie ihren alten Tribut: 960 Franken (jetzt 8 Dollar) an den französischen Präsidenten. Der Bischof ist besser dran. Er bekommt 460 Peseten (was etwa 30 Dollar entspricht), dazu 12 Schinken, 12 Hühner und 12 Käse.

Da die Fürsten noch eine kleine Nebenbeschäftigung haben, läßt sich jeder von ihnen durch einen Statthalter vertreten. Die „Viguiers“ sollen sich über jede Maßnahme einigen. Manchmal tun sie es auch nicht. Die Andorraner stört das nicht weiter. Sie sind an die fürstlichen Differenzen gewöhnt. Obwohl durch diese Rivalität das Land zu einem kleinen zweiköpfigen Bruder in der Völkerfamilie geworden ist. Es entstanden zwei Postämter, zwei verschiedene Telegraphenagenturen, zwei Schulsysteme und ähnliches mehr.

Andorras eigenartiger Status läßt das Land wie ein fossiles Ueberbleibsel aus alten Zeiten erscheinen. Das veranlaßte den amerikanischen Korrespondenten Gordon Gaskill zu dem Vergleich, es nehme sich im modernen Europa wie ein Dinosaurier beim Pferderennen aus. Er schreibt: „Wenn Karl der Große in voller Rüstung morgen herangebraust käme, würden sich die Andorraner trotz ihrer Autos und Nylonstrümpfe nur verwundert fragen, wie er es fertiggebracht habe, noch am Leben zu sein.“

Als Napoleon 1809 auf seinem Wege nach Spanien durch Andorra marschierte, muß er wohl ähnliche Empfindungen gehabt haben. Er, der so viele europäische Länder annektierte, tastete die kuriose Souveränität Andorras nicht an. „Andorra ist so phantastisch“, erklärte er, „daß es als ein Museumsstück aufbewahrt werden muß.“

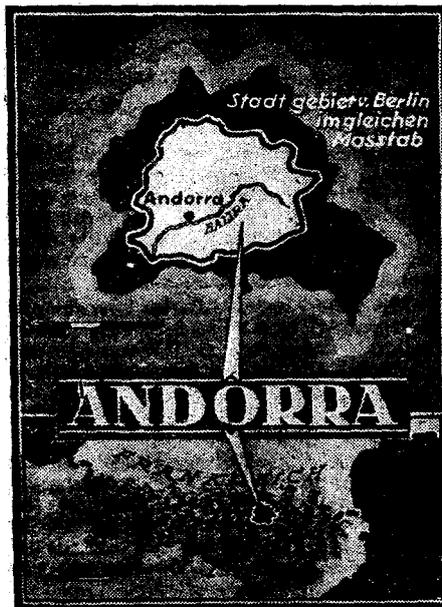
Selbst Hitler respektierte die Integrität der andorranischen Grenzen. Nur einmal, 1942, wechselte eine deutsche Patrouille auf andorranisches Gebiet über, um den Führer einer französischen Untergrund-

bewegung zu fangen. Aber schon vor dem Morgengrauen war die Patrouille wieder in Frankreich zurück.

Juristisch betrachtet ist Andorra ein Niemandland. Es kennt keine Einkommensteuer, keine Rechtsanwälte und beinahe keine Gesetze. Vor ein paar Jahren hing ein Hotelbesitzer, der das Fragen der Gäste nach einem Arzt leid war, ein Schild aus, das ihn selbst als Doktor bezeichnete. Er fing zu praktizieren an und tut das heute noch. Und um in Andorra Apotheker zu werden, braucht man nur genug Flaschen und Unverschämtheit.

Auch von Arbeitergesetzen oder Gewerkschaften hat das Land nie etwas gehört. 1931 gab es ein wenig Klamauk, als einige zu Straßenarbeiten herangezogene spanische Arbeiter streiken wollten. Andorra verwies sie mit dem empörten Ruf des Landes: „Sie kämen als Diener und benahmen sich wie Herren“.

Es ist kein Wunder, daß es in den letzten Jahren und auch heute noch viele Interessenten für die andorranische Staats-



angehörigkeit gab. Hier aber hat das kleine gesetzlose Paradies einen gesetzlichen Haken. Andorranischer Staatsbürger werden wollen, heißt nach den Sternen greifen.

Erst der ständige Aufenthalt dreier Generationen gibt Zugewanderten das Recht auf Staatsbürgerschaft. Für unverheiratete Männer gibt es allerdings einen kürzeren Weg: eine Pubilla, die einzige Erbin einer andorranischen Familie, zu heiraten. Nach drei Jahren Ehe wird der Staatsbürger-Aspirant von einer einheimischen Kommission geprüft, ob er ein Mann mit „ehrbarem Lebenswandel, anständigen Sitten und genügend Geld“ ist, wie die uralte Formel lautet. Wer die Prüfung besteht, ist vom gleichen Augenblick an Andorraner. Aber Pubillas sind Mangelware. Fast immer erben die Söhne.

Als Frau kann man einen Andorraner heiraten und ohne Bewährungsfrist die Staatsbürgerschaft erwerben. Aber Frauen werden in Andorra nicht als Bürger betrachtet. Sie haben keine Rechte. Der Familienvorstand ist der absolute Herrscher im Haushalt. Die Frauen sind da, seine Befehle auszuführen. Sie würden es nicht wagen, mit den Männern am gleichen Tisch zu essen.

Die Scheidung ist in dem streng katholischen Land unbekannt. Ehebrecher wer-

den auf Lebenszeit aus dem Lande gejagt. Ungesetzliche Kinder werden nachts jenseits der Grenze in Frankreich oder Spanien ausgesetzt, unverheiratete Mütter auf unbestimmte Zeit in ihren Wohnungen eingesperrt.

Das Vergnügungsleben in Andorra bewegt sich verständlicherweise in sehr engen Grenzen. Dafür haben schon die Fürsten gesorgt. Monte Carlos berühmtes Kasino wäre in Andorra eingerichtet worden, wenn nicht der französische Andorra-Fürst 1842 dagegen protestiert hätte. So wanderte das enttäuschte Glücksspiel-Syndikat zum zweiten Ort seiner Wahl, Monaco.

Mehr Glück hatten einige geschäftstüchtige Ausländer mit dem Projekt eines Senders Andorra. Sie schoben einen Andorraner als Hauptperson vor und erhielten die Erlaubnis, den 60 000-Watt-Sender „Radio Andorra“ aufzubauen. Während des Krieges wahrte Radio Andorra strikteste Neutralität. Es übertrug keinerlei Nachrichten und beschränkte sich ausschließlich auf Schallplatten- und Reklamesendungen, die viel Geld ins Land brachten.

Der Sender ist nicht die einzige Geldquelle des Kleinstaates. Noch einträglicher ist das Schmuggeln, das in Andorra längst nicht den anrüchigen illegalen Klang wie in anderen Ländern hat und fast eine Art Nationalindustrie geworden ist. Das Rezept ist einfach: die Andorraner müssen lediglich herausfinden, was gerade in Spanien gebraucht wird, die Artikel in Frankreich kaufen und nach Spanien transportieren. Oder umgekehrt.

Augenblicklich wird Big Business in Autos gemacht. Ein Andorraner kann morgens in Frankreich einen Wagen für eine Million Franken erstehen. Mittags fährt er nach Andorra, übermalt die französischen Schilder und macht andorranische daraus, nachdem das Auto auf lächerlich einfache Weise registriert worden ist. Nachmittags bringt er das Vehikel nach Spanien, um es dort für mindestens zwei Millionen Franken zu verschuern.

Ungekrönter Schmugglerkönig von Andorra ist der 33jährige Julia Reig. Er ist erblich belastet. Sein Vater, Besitzer einer kleinen Tabakfabrik, produzierte eine Zeitlang „Lucky Strikes“ in faksimilierten Packungen. Bis ihm die echten „Lucky Striker“ in USA aufs Haupt stiegen.

Reig jun. hat inzwischen das damals erworbene Vermögen beträchtlich vermehrt. Sein Bankkonto weist 10 Millionen Dollar auf. Reig hat sein Geld auf kluge Weise angelegt. Er ist der Besitzer des besten andorranischen Hotels und eines erstaunlich modernen Kinos mit der besonderen Attraktion eines Parfüm-Sprühregens nach jeder Vorstellung.

Andorra hat beim Schmuggeln gut profitiert. Was Europa vergeblich in seinen Läden sucht, gibt es dort im Ueberfluß: amerikanische Nylonstrümpfe, australische Wollwaren, spanische Weine, französische Cognacs, Schweizer Schokolade, deutsche Leicas, holländische Fahrräder, kubanische Zigarren, Streichhölzer von den Kanarischen Inseln und dänische Schinken.

Aber das Schmuggeln hat auch seine gefährlichen Seiten. Den französischen und spanischen Grenzern sitzt das Schießseisen locker in der Tasche. Wenn in den Bergen ein erschossener Schmuggler aufgefunden wird, zitiert man den Gerichtsdiener. Nach altem Ritus muß er den Toten dreimal fragen: „Leichnam, bist du tot?“ Gibt der Leichnam beim dritten Male keine Antwort, muß der Gerichtsdiener es noch einmal versuchen: „Leichnam, wenn du nicht tot bist, dann steh auf!“ Erst, wenn auch diesmal keine Antwort erfolgt, erhält der geplagte Leichnam seine Ruhe. Er wird dann offiziell als tot akzeptiert.